

und alle drei wussten, was sie dem Minerva College zu verdanken hatten: Die Kurse waren klein gewesen, ihre Professoren kompetent und den Studenten zugeneigt. Auf den ersten Blick mochte es wie ein x-beliebiges College der späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahre wirken. Die Jungs trugen lange Haare, ausgebleichene Jeans und T-Shirts mit psychedelischen Aufdrucken. In den Zimmern rauchte man Gras und überdeckte den Qualm mit Räucherstäbchen, während man den Doors und Buffalo Springfield lauschte. Doch das waren bloß äußerliche Statements. Für die meisten Studenten war der Krieg weit weg, etwas, was in Südostasien geschah und in Berkeley und im Fernsehen diskutiert wurde, aber nichts mit ihrem Leben an der Küste Connecticuts zu tun hatte. Die Verfasser der Leitartikel des *Minerva Echo* beklagten in

schöner Regelmäßigkeit das Fehlen eines wirklichen politischen Engagements. »»*Nothin's happenin' here*« –, schrieb einer und nahm damit Buffalo Springfields berühmten Song auf die Schippe. »*Why that is ain't exactly clear*«.«

An keinem anderen Ort auf dem Campus waren die Studenten weniger aufrührerisch als im Theta House. Ein paar Mädchen rauchten Gras und trugen keinen BH, aber abgesehen davon lebten sie wie auf einer abgeschiedenen Insel. Und doch offenbarte sich den Studenten die Realität hier weitaus mehr als in ihren Kursen. Die Unterschiede zu ihrer eigenen Welt mussten selbst Neunzehnjährigen wie Lincoln und Teddy und Mickey ins Auge fallen. Die Autos auf dem Parkplatz hinter dem Theta House waren nicht nur nobler als die auf dem regulären Studentenparkplatz, sondern auch als

jene in dem Bereich, wo die Dozenten parkten. Noch merkwürdiger war, jedenfalls für die jungen Männer, die nicht aus wohlhabenden Familien kamen, dass sich die Besitzerinnen der Wagen auf dem Theta-Parkplatz nicht besonders glücklich zu schätzen schienen, am Minerva zu studieren, ja nicht einmal, dass sie Eltern hatten, die sich die atemberaubenden Studiengebühren an diesem College leisten konnten. Dort, wo sie herkamen, war das Minerva zumindest die logische Folge der ersten achtzehn Jahre ihres Lebens. Für viele war es sogar eher eine Art Notnagel, und sie brachten ihr erstes Studienjahr damit zu, ihre Enttäuschung darüber zu verarbeiten, es nicht auf die Wesleyan University, aufs Williams College oder eine der Ivy-League-Universitäten geschafft zu haben. Zwar wussten sie, dass man einen extrem guten

Notendurchschnitt vorweisen und auch bei dem standardisierten Hochschulzulassungstest hervorragend abschneiden musste, um an einer dieser elitären Institutionen zugelassen zu werden, und doch waren sie es gewohnt, dass bei so etwas auch andere Faktoren entscheidend sein konnten, Dinge, über die man weder reden noch sie quantifizieren konnte, die einem aber dennoch auf magische Weise die Türen öffneten. Wie auch immer, das Minerva war auch nicht schlecht. Wenigstens hatten sie es in die Theta-Verbindung geschafft, das war in ihren Augen das Wichtigste. Andernfalls hätten sie ebenso gut auf die staatliche University of Connecticut gehen können.

Am 1. Dezember 1969, dem Abend, als die erste von zwei Vietnam-Einberufungslotterien abgehalten wurde, überredete Lincoln die

Restaurantleiterin des Verbindungshauses, dass die Kellner an diesem Abend das Essen eine halbe Stunde früher als sonst servieren durften, damit sie sich danach alle pünktlich vor dem winzigen Schwarz-Weiß-Fernseher in dem hinteren Zimmer versammeln konnten, wo sie ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten. Obgleich hier per Los über ihr Schicksal entschieden wurde, war die Stimmung merkwürdig heiter, jedenfalls zu Beginn. Von den Geburtstagen der acht Aushilfen wurde der von Mickey zuerst gezogen, die neunte von 366 Möglichkeiten, sodass die anderen im Chor »O Canada« anstimmten, was vielleicht mehr Wirkung gezeigt hätte, wenn sie nicht nur die ersten beiden Worte der kanadischen Nationalhymne gekannt hätten. Von den Geburtstagen der drei Freunde kam Lincolns mit der Losnummer 189 als Nächstes dran;